



Neues von Handke

KEYSTONE

Unermüdlich schreibt Peter Handke weiter an seinem umfangreichen Prosawerk, welches die Kritiker in Verehrer und Spötter teilt. In den letzten Monaten wurde es wieder einmal rege um ihn: durch eine Biografie sowie durch zwei eigene Bücher, in denen Handke sich treu bleibt und sich erneuert.

Literatur und Kunst, Seite 21

MARKO LIPUS / AP / KEYSTONE Mit dem Lob des Herkommens hatte er lange Zeit Mühe, so richtig locker gelingt es ihm erst in seinem jüngsten Buch: Peter Handke.

Der jähzornige Traumwandler

Neue Bücher von und über Peter Handke

Seit Jahrzehnten scheidet Peter Handke die Geister in Verehrer und Spötter. In den letzten Monaten wurde es wieder einmal rege um ihn: Eine Biografie bekommt die Person kaum zu fassen; differenzierter ist eine Aufsatzsammlung über das Werk des Autors, der sich in zwei eigenen Büchern treu bleibt und sich doch erneuert.

Franz Haas

Es begann mit einem Traum, den der 21-jährige Handke seiner Mutter in einem Brief erzählte: Onkel Gregor sei ihm erschienen und sei nicht in Russland gefallen (wie der reale Bruder der Mutter), er wollte desertieren und sich zu den Partisanen auf der Seite seiner slowenischen Vorfahren schlagen. Dieser und viele andere Träume werden durch Handkes Werk geistern, von seinem ersten Roman, «Die Hornissen» (1966), bis zu seinem letzten Glanzstück in Prosaform, «Immer noch Sturm», das erst bei den nächsten Salzburger Festspielen uraufgeführt wird – nicht am Burgtheater und nicht von seinem Leib-Regisseur Claus Peymann, mit dem der Autor sich zerstritten hat. Zornige Streitereien und schöpferische Träume gehören zu Handkes Karriere, so wie seine Herkunft von ganz unten und seine Ankunft hoch im Olymp,

so wie die Chöre der Verehrer und der Spötter, die jede seiner Dichtergesten begleiten.

Mit dem Lob des Herkommens hatte Peter Handke lange seine Mühe, so richtig locker gelingt es ihm erst in seinem letzten Werk. «Immer noch Sturm» liegt thematisch als Schlusspunkt in einer Linie mit seinem frühen Geniestreich «Wunschloses Unglück» (1972) und mit seinem bisher besten Roman, «Die Wiederholung» (1986). Das Kriegskind (Jahrgang 1942) rieb sich an seiner Herkunft schon in dem Buch über die wunschlos unglückliche Mutter: Da waren ihrerseits die slowenischen Vorfahren, Angehörige einer armen Minderheit – andererseits ein leiblicher und ein Stiefvater, beides reichsdeutsche Soldaten, die es nach Kärnten verschlagen hatte. In Hitlers Wehrmacht kämpften aber auch drei und starben zwei Brüder der Mutter. In «Die Wiederholung» schickte Handke seinen Protagonisten auf die heilsame Suche seiner Wurzeln nach Slowenien – aus der damals bestens gelungenen Poetisierung der Fremde wurde in späteren Werken eine Idealisierung Jugoslawiens, dann sogar eine unbedachte Mythisierung von Serbien.



Traum-Geschichte der Familie

Der letzte Satz in «Wunschloses Unglück» lautet: «Später werde ich über das alles Genaueres schreiben.» Das hat Handke auf Umwegen in vielen seiner Werke getan, am direktesten aber nun in «Immer noch Sturm», wo er in traumhaften Szenen die Geschichte seiner slowenischen Familie mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus koppelt. In dem für das Theater geschriebenen Prosatext tritt der gealterte Erzähler als «Ich» auf; er sitzt auf einer Bank unter einem Apfelbaum auf dem Jaunfeld im südlichen Kärnten, dort erscheinen ihm seine Vorfahren, die «blutjunge Mutter» und die Grosseltern (die jünger sind als er jetzt), drei Onkel und eine Tante. Im Reigen ihrer Auftritte kommt Familienzweist ebenso zur Sprache wie die Unterdrückung der Minderheit, in einem zeitlichen Bogen von 1936 bis in die fünfziger Jahre. Die slowenischen Kleinhäusler hatten es in Österreich vor, während und nach dem Krieg schwer. Der Titel «Immer noch Sturm» ist nicht nur ein Shakespeare-Zitat, er erinnert auch an die deutschseligen Ortstafel-Stürmer im Kärntner Grenzland, die bis heute die Zweisprachigkeit ihres Landstrichs nicht tolerieren wollen.

In diesem traumwandlerischen Prosastück spricht Peter Handke auch über ein verschüttetes historisches Thema: den einzigen nennenswerten militärischen Widerstand gegen die Nazis auf dem Territorium des Reichs. Diesen Kampf verbindet er in einer Art Wunschbiografie mit seiner Familiengeschichte, indem er den Lieblingsonkel Gregor in der Fiktion zum Partisanen macht. In den Text eingeflochten sind viele slowenische Wörter, die von der Tradition, aber auch von der Zerrissenheit der Familie zeugen. So muss sich die Mutter wiederholt von den Verwandten anhören, dass sie einen Bastard, einen Nazi-Bankert in die Sippschaft eingebracht hat. An derselben biografischen Wunde leckt der Autor Handke auch in vielen seiner anderen Werke.

Handke-Biografien sind nicht einfach zu schreiben, weil es offenbar schwer ist, Distanz zu seinem erdrückenden Charisma zu halten. Das ist auch in Malte Herwigs Arbeit zu spüren, die schon im Titel «Meister der Dämmerung» die fromme Haltung verrät. Wie bereits andere Biografen konnte sich auch er (zumindest zu Handkes frühen Jahren) auf das detaillierte Buch von Adolf Haslinger (1992) stützen. Was Handkes unhaltbare Aussagen zu Serbien betrifft, tappt auch Herwig beherzt in die Solidaritätsfalle, wie vor ihm schon Georg Pichler (2002) und wie selbst Hans Höller in seinem sonst souveränen Rowohlt-Bändchen (2007). Herwigs Studie hat jedoch auch sehr verdienstvolle Seiten, etwa die Nachforschungen in jenem katholischen Internat, in dem Handke in fünf Jahren der Glaube ausgetrieben wurde.

Poetische Briefe an den Vater

Das Prunkstück dieser Biografie sind aber die zahlreichen, bisher unbekanntenen Briefe des jungen Handke an seinen leiblichen Vater in Deutschland (dem er erst mit 18 begegnet), brillante poetische Botschaften, mit denen das junge Genie seinen Erzeuger sichtlich überforderte, die Herwig aufgespürt hat und aus denen er ausführlich zitiert. Bestens kennt der Biograf ausserdem alle Fäden im Knäuel von Handkes Rieseepwerk, so gut, dass er nonchalant gleitet zwischen den Schriften und dem Leben des Autors – was zu einem bedenklichen Schlingern führt: Immer wenn die Dokumente zur Rekonstruktion der Biografie dünn werden, bedient Herwig sich bei Handkes fiktionalen Schöpfungen und schliesst diese kurz mit seinem Lebenslauf. *Freilich gibt es kaum einen Schriftsteller, der so sehr wie Handke mit autobiografischen Fährten zu einem solchen Kurzschluss verführt.*

In Handkes Werk wimmelt es von Lebensspuren: die ärmliche Kindheit, die Zeit als Sprachrebell im Graz der sechziger Jahre, die Stationen in den USA und Paris, als Heilssucher in den achtziger Jahren in Salzburg und schliesslich wieder in Frankreich, die rastlosen Reisen im zerfallenen Jugoslawien. All das verbindet Malte Herwig mit Lebenszeugnissen, auch mit vielen Aussagen Handkes in persönlichen Gesprächen mit ihm, mit Auskünften von anderen Zeitzeugen, von denen die meisten aber in ziemlich bedingungsloser Bewunderung vor dem Meister knien. Trotzdem können selbst die besten Freunde ein Lied von Handkes Jähzorn singen – etwa wenn sie seine wunderliche Liebe zu Serbien nicht teilen wollten. Auch Herwig mag dazu kein klares Wort sprechen, offenbar ist auch für ihn Peter Handkes Dichterwort erhaben «über die Rechtsprechung internationaler Gerichtshöfe».

Der als Enthüllung präsentierte Besuch Peter Handkes bei dem damals bereits als Kriegsverbrecher gesuchten Radovan Karadžić in Bosnien 1996 war allerdings bereits bekannt. Andererseits gibt es in dieser Biografie grosse und kleine Lücken. So erfährt der Leser zwar das Detail, dass Handke mit 18 «die Musterung fürs österreichische Militär bestanden» habe, kein Wort aber darüber, ob er dann Soldat wurde. Augenscheinlich sind auch bedeutendere Leerstellen, wie die Beziehung zu Suhrkamp (sehr spärlich ist die Spur der sicher beträchtlichen Verlagskorrespondenz) oder das Verhältnis zu dem zuerst verehrten und dann verachteten Rivalen Thomas Bernhard. Stattdessen gibt es Auskünfte über die edle Marke von Handkes Jackett und gar über die elegante Farbe seiner Kreditkarte.

Aus ganz anderem Stoff ist das Buch «Weiter im Blues. Studien und Texte zu Peter Handke» von Karl Wagner, dem in Zürich lehrenden österreichischen Germanisten, der keine Mühe hat, die grandiosen literarischen Seiten des Autors zu würdigen und die unsäglichen politischen Aussagen zu kritisieren. Denn «das Dichterwort ist gerade in Zeiten des Krieges nicht sakrosankt». Wagner unterscheidet vor allem zwischen dem schriftlichen Sprachkünstler und dem «mündlichen Handke», der sich



in zu vielen Interviews aufbrausend in rhetorischen Unsinn verläuft, den er dann in glänzenden Büchern wieder zurücknimmt. So enthält etwa «Die Morawische Nacht» (2008) spielerische und ironische Momente der Selbstkritik, laut Wagner auch eine «Vorkehrung gegen den stets möglichen Amoklauf».

Karl Wagner hatte bereits 1979 die germanistische Zunft mit einem Aufsatz verstört, der so beginnt: «Peter Handke, berühmt zwar, wenn auch nicht für seine Bescheidenheit (. . .)» Aber im Lauf der Jahre hat der Germanist den Dichter schätzen gelernt und hat bei Handke neben einer «verklärenden Rede ins Undeutliche» auch die «Glanzstücke eines epischen Minimalismus» entdeckt. Sehr differenziert wendet Wagner sich sowohl gegen die «höhnische Begleitmusik der Kritik» an Handke als auch gegen dessen «öde Position des Rechthaberischen».

Ein oft präsent Thema in Wagners Studien ist Handkes vertracktes Verhältnis zu den kanonisierten Autoren der Moderne, die ihm zwar insgeheim Vorbilder sind, die er aber mit Leidenschaft als Feindbilder vom Sockel stösst. «Aufreizend arrogant» seien seine Abkanzlung von Proust, Joyce und Beckett sowie der späte «Vatermord» an einem einst Verehrten: «Ich hasse Franz Kafka, den Ewigen Sohn» – auch das ein Aspekt, den Malte Herwig fast ganz übersieht. Handkes verbohnte Abneigung gegen Musil – bei der er sich sogar mit seinem Erzfeind Reich-Ranicki verbrüderet – beruht laut Wagner eher auf zu viel Affinität. Ähnlich steht es um den Groll gegenüber Thomas Bernhard, den Handke immerhin einmal als den «Begabtesten

von uns allen» bezeichnet hat. Aber das ist ein ganz kompliziert österreichisches Kapitel und steht in einem noch neueren Buch von Wagner.

Spinnwebenleichte Prosafetzen

Ein anderes neues Buch von Handke hingegen müsste selbst die klügsten seiner Verächter verzaubern: «Ein Jahr aus der Nacht gesprochen» ist eine traumhaft poetische Sammlung von kürzesten Texten, die Handke noch halb im Schlaf, kurz nach Träumen und gleich nach dem Aufwachen festgehalten hat. Diese spinnwebenleichten Prosafetzen stehen da wie Aphorismen, sind aber keine. Sie haben nicht immer einen Sinn, jedenfalls nicht beim ersten Lesen. Oft sehen sie aus wie der Beginn einer Erzählung oder wie ein Splitter aus einem längeren Text, dessen Zusammenhang rätselhaft bleibt. Oft scheint Handke in dieser Halbschlafprosa zu sich selbst zu sprechen, auch mit überrumpelnder Selbstkritik: «Du bist so, wie der Eindruck, den du hinterlässt.» Alle zusammen ergeben diese Schnipsel ein feines Selbstbildnis eines Träumers, der auch «die Wut des Schläfers» in den Tag hinüberretten will.

Peter Handke: *Immer noch Sturm*. Suhrkamp-Verlag, Berlin 2010. 166 S., Fr. 24.50.

Peter Handke: *Ein Jahr aus der Nacht gesprochen*. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2010. 216 S., Fr. 30.90.

Malte Herwig: *Meister der Dämmerung. Peter Handke. Eine Biografie*. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2010. 367 S., Fr. 38.90.

Karl Wagner: *Weiter im Blues. Studien und Texte zu Peter Handke*. Weidle-Verlag, Bonn 2010. 311 S., Fr. 21.60.